

IZPP | 10. Ausgabe 1/2014 | Themenschwerpunkt „Online – Offline“ | Call for Papers

## CALL FOR PAPERS

Eleventh issue: 15 december 2014

Main topic: *ich und du*

Final paper submission deadline: 31 october 2014

It's also possible to submit papers with themes apart from the main topics.

## CALL FOR PAPERS

für die kommende elfte Ausgabe 2/2014

(Erscheinungstermin: 15.12.2014)

Themenschwerpunkt: *ich und du*

Abgabe Deadline 31. Oktober 2014

### *ich und du*

Durch das Wortpaar *ich und du* wird ein besonderes Verhältnis aufgerufen. Es handelt sich nicht um einen Gegensatz, auch nicht um Komplementärverhältnis, sondern eine Beziehung, die auf Gegenseitigkeit hin angelegt ist, in der die Akteure – erst einmal – auf nichts anderes bezogen sind als auf *einander*.

Durch unsere kulturgeschichtliche Sozialisation sind wir darauf eingestellt, dieses Wortpaar vor allem in zwei Kontexten anzutreffen: zum einen überall dort, wo es um *Verständigung* (Kommunikation) in einem funktionalen Sinn geht, zum anderen in dem so vagen wie umfassenden Zusammenhang der *Mitmenschlichkeit*, wenn nicht gar *Allgemeinmenschlichkeit*. Dieser zweite Verwendungsbereich ist – zumal im sogenannten Abendland – mit einem sehr hohen, wenn nicht gar dem höchstmöglichen Wert besetzt, der sich aus weitreichenden Assoziationen speist: einvernehmlicher und quasi *unvermeidlich gelingender* Verständigung in allen sozialen Dimensionen und deren Folgen: Frieden, Fortschritt, Freiheit – und was sonst zu einem „wahrhaft menschlichen“ Zusammenleben gehört.

Wie kommt es zu dieser Weite des Bedeutungshorizonts zweier Worte, die, jedes für sich, eigentlich inhaltlos sind?

Offenbar müssen zwei Bedingungen vorausgesetzt werden, die unsere spezifisch menschliche Verständigung überhaupt erst möglich machen: eine Trennung (Unterscheidung) und eine Gemeinsamkeit (Gleichheit). Um unter der *ich-du*-Bedingung kommunizieren zu können, muss in der Evolution des menschlichen Bewusstseins die Unterscheidung von getrennten körperlichen Einheiten möglich geworden sein, die zugleich getrennte, selbständige Wahrnehmungspositionen sind. (Dazu unten mehr.) Ob diese Unterscheidung von der *ich*- oder der *du*-Position (von einem *ich*- oder *du*-Bewusstsein) ausging, ist umstritten und kann hier offenbleiben.

Der Begriff der Gemeinsamkeit/Gleichheit, der sich mit der *ich-du*-Relation verbindet, ist im Verlauf der Kulturgeschichte immer wieder neu begründet worden – zuerst wohl in einem religiös fundierten Sinn. War

sie z. B. im Judentum noch auf die Mitglieder des „erwählten Volks“ beschränkt, hat das Neue Testament die „Gotteskindschaft“ und damit die „Gottesebenbildlichkeit“ auf alle Menschen ausgeweitet. Der Missionsauftrag des Jesus von Nazareth erstreckt sich auf „alle Welt“ und richtet sich an „alle Völker“. Das säkulare Konzept der Gleichheit, Gleichwertigkeit und damit tendenziell auch der Gleichberechtigung aller Menschen stammt aus dem 17. Jahrhundert. Aber fundamentalistische Annahmen dauern auch bei unseren Zeitgenossen fort, die „wahre Menschlichkeit“ und „richtigen Glauben“ an *ihren* Gott koppeln. So kann auch heute noch ein Menschenleben durch den „Glauben“ anderer in Gefahr geraten. In seinem eben erschienenen Buch *Die Neandertaler und wir* berichtet Svante Pääbo von einer bestürzenden Erfahrung: Bei einem Vortrag über die Evolution des menschlichen Genoms auf dem Campus einer amerikanischen Elite-Universität stellte man ihm zwei Leibwächter zur Seite.

Andererseits: In der aufgeklärten Theologie der jüngeren Vergangenheit (Martin Buber, Karl Barth in seiner „Christologie“) kommt der Mitmenschlichkeit eine kompensatorische Funktion zu: an die Stelle der schwieriger werdenden ‚direkten‘ Bezugnahme auf einen „verborgenen Gott“ tritt die Hinwendung zum „Nächsten“ in der Gemeinsamkeit der Gotteskindschaft.

In der abendländischen Philosophie ist sprachliche Verständigung sehr früh als Medium der Erkenntnisfindung begriffen worden. Man denke an die platonischen „Dialoge“ mit Sokrates als Lehrinstanz. Ein bedeutsamer Inhalt dieser Dialoge, zumal im *Protagoras* und *Gorgias*, ist die Frage, wozu Sprache benutzt werden soll: zur *gemeinsamen* Wahrheitssuche oder zur Gewinnung von Macht über den/die anderen. Für Wilhelm von Humboldt stellte das argumentative Gespräch die Grundlage des menschlichen Denkens überhaupt dar: „Der Mensch spricht sogar in Gedanken, nur mit einem Anderen, oder mit sich, wie mit einem Anderen“. Die Sprache ist für Wilhelm von Humboldt ein Verhältnis zwischen mindestens zwei Menschen, „sie muss notwendig ... zweien angehören“ oder sie „richtet ferner den in Worte gefassten Gedanken immer an einen Andern, äußerlich wirklich vorhanden oder im Geiste gedachten“. Nicht zuletzt schließt auch die Diskursphilosophie von Karl-Otto Apel und Jürgen Habermas an diese Tradition an, wenn im Diskurs der Wahrheitsanspruch einer Aussage über etwas in der objektiven Welt oder der Richtigkeitsanspruch einer Aussage über etwas in der sozialen Welt dialogisch eingelöst werden soll.

Begreift man dagegen nun *ich und du* als eine Beziehung, die vermitteln kann zwischen der Aporie von Individuum und Gemeinschaft, zwischen Individualität und Verantwortung für die Gemeinschaft, und legt nicht in idealistischer Manier Einheit, sondern Beziehung zugrunde, so wird man aus philosophischer Perspektive auf die Dialogphilosophie und insbesondere auf Martin Bubers Hauptwerk *Ich und Du* (1923) geführt. Buber schlägt eine Konzeption vor, die den Dialog über das Sprachliche hinaus erweitert. In der Beobachtung, der Betrachtung und Innewerdung eröffnet sich für Buber unter der Voraussetzung nicht nur der gegenseitigen Hinwendung zum vom Gesprächspartner Geäußerten, sondern in der Bereitschaft gegenseitigen Vertrauens und der Annahme des Anderen als Mensch die Möglichkeit, menschliche Zwiesprache schweigend ohne das sprachliche Zeichen zu führen. Damit wird die Verantwortung ganz in die Unmittelbarkeit der dialogischen *ich-du*-Beziehung hineingenommen und auf ihre unaufhebbar intersubjektive Struktur zurückgeführt. Dem vergegenständlichenden Ich-Es-Verhältnis hält Buber das personale *ich-du*-Verhältnis entgegen und räumt die Initiative dafür dem Du ein.

Beides, die latente Dialektik von *ich-und-du* und deren unterschiedliche Akzentuierung im „westlichen“ und „östlichen“ Denken, werden in einer Parabel deutlich, die in einer der frühesten Lehrreden Buddhas auf-

taucht. Vorab eine kulturhistorische Anmerkung: In Indien entspricht unserer Akrobatik des Seiltanzens die des Stangenkletterns: zwei Akrobaten klettern an einer freistehenden Bambusstange hoch und halten durch ihre gegenseitige Feinabstimmung im Balancieren die – viele Meter hohe – Stange in der Senkrechten. Unsere Parabel besteht aus einer einzigen Ausgangsrede und ihrer Replik. Der Dialog findet unmittelbar vor Beginn der Berufsarbeit statt. Zuerst spricht der „Meister“, ihm antwortet der „Geselle“, der in diesem Fall eine Frau, also eine „Gesellin“ ist, und sie behält das letzte Wort! (Ich gebe den Dialog in freier Übersetzung und leicht verkürzt wieder, D. K.:)

„Nun, meine liebe Gesellin“, sagte der Meister, „lass uns beginnen. Ich achte auf dein Wohl und du achtest auf mein Wohl, so werden wir beide wohlbehalten wieder herabsteigen.“ „Nicht so, Meister“, sagte die Gesellin, „du achtest auf dein Wohl und ich achte auf mein Wohl, so werden wir beide wohlbehalten wieder herabsteigen.“

Aber der Traditionsstrang, in dem die Bedeutung der *ich-du*-Relation am intensivsten, anschaulichsten und damit auch am folgenreichsten bearbeitet wurde, ist die Literatur, deren Wirkung sich auf der Bühne unserer eigenen Vorstellung entfaltet. Zumal die „Liebeslyrik“. Die Zahl der Spielarten, in denen die Gegenseitigkeit menschlicher Beziehung, zumal in ihrer erotisch-sexuellen Dimension ausgelebt werden kann, ist unendlich. Mit den Dichternamen, die wir anführen, soll nur auf einige der Varianten hingewiesen werden, die offenbar den Innen-Ausbau des Partnerbezugs besonders erfolgreich stimuliert und geformt haben: Sappho, die hellenistischen und lateinischen Elegiker (zumal Catull als Beispiel für die Abgründe, die sich aufturn können), Petrarca, Christian Günther, Paul Fleming, Goethe – bis hin zu Trakl, Else Lasker-Schüler und Ingeborg Bachmann. Einen Sonderfall stellen die Oden des Horaz dar, die mit der obligaten *du*-Anrede des „Widmungsgedichts“ eine eigene Textsorte bilden (vgl. Dietrich Krusche: *Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person*, 2010, Anhang).

Festhalten möchten wir ein Merkmal der *ich-du*-Relation, das sowohl für die Kommunikation in einem funktionalen Sinn als auch für die Existenzbedingung der *Mitmenschlichkeit* von vitaler Bedeutung ist: die Untrennbarkeit von äußerer und innerer, von leiblicher und seelischer Bezogenheit. Wir sind darauf angewiesen. Die Gegenseitigkeit des Dialogs ist die verlässlichste Ressource für das, was so viele Namen hat: ich-Gefühl, Selbstsicherheit, Identitätserfahrung, Selbstverantwortlichkeit und die Fähigkeit, für andere Verantwortung zu übernehmen. So wie wir in unserer Individualität eine unauflösliche leib-seelische („psychosomatische“) Einheit sind, hat unsere spezifisch menschliche Verständigung – noch in ihrer abstraktesten Form – eine Basierung in unserer Leiblichkeit. Vieles spricht dafür, dass sich viele Fragen, mit denen wir uns als Individuen der Spezies Mensch heute konfrontiert sehen, aus der Negierung und Verschiebung eben dieses Zusammenhangs ergeben.

Das Nachdenken über *ich-und-du* hat in den letzten Jahrzehnten einige Anstöße erhalten, die aus dem Grenzbereich zwischen den Bewusstseinswissenschaften (zumal der Sprachanthropologie) und den Lebenswissenschaften (zumal der Hirnphysiologie) stammen. Wir beschränken uns hierbei auf Andeutungen, verweisen zugleich auf zwei Aufsätze zu diesem Thema, die in den beiden letzten Nummern der IZPP (2013/2 und 2014/1) erschienen sind.

Einer der Ersten, die eine Verbindung zwischen menschlicher Leiblichkeit und menschlichem Bewusstsein hergestellt haben, ist Antonio R. Damasio. Dabei geht es nicht um die Evolution des Organs Gehirn, auch

nicht um die Entwicklung der Stimmwerkzeuge oder der Wahrnehmungsphysiologie, sondern um die jeweilige *Position des wahrnehmenden Individuums in Raum und Zeit*. Diese Hypothese soll in ihrer provokantesten Formulierung hier zitiert sein:

Alles, was in Ihrem Geist vor sich geht, geschieht relativ zu der Zeit, in der sich Ihr Körper befindet, und relativ zu dem Ort im Raum, der von Ihrem Körper eingenommen wird. Die Dinge befinden sich innerhalb oder außerhalb von Ihnen. Die ruhenden können nah oder fern oder irgendwo dazwischen sein. Bewegte Dinge können auf Sie zukommen, sich von Ihnen entfernen oder einer Bahn folgen, die an Ihnen vorbeiführt – doch stets ist Ihr Körper der Bezugspunkt. (ebd., 1998, 177)

Diese Hypothese findet Anschluss an die Arbeit eines anderen Lebenswissenschaftlers, Michael Tomasello. Während Damasio's Interesse der Evolution des (individuellen) „Bewusstseins“ gilt, konzentriert Tomasello sich auf die „Ursprünge menschlicher Kommunikation“ und damit auf den Unterschied im Kommunizieren von Primaten einerseits, menschlichen Kleinkindern andererseits. Worauf Tomasello dabei stößt, ist eine bestimmte Art der *gegenseitigen Bezugnahme und Orientierung in Zeit und Raum*, einer kommunikativen Besonderheit in der Verwendung des gestischen Kommunikationskanals – eine bestimmte Art des *Zeigens*. Diese Fähigkeit ist offenbar nicht gelernt, sondern wird beim menschlichen Kleinkind im Alter von etwa 12 Monaten als genetisch angelegte Fähigkeit aktiviert und ins Repertoire der Verständigungsmöglichkeiten integriert. Auch Tiere verfügen über Gesten, die auf Objekte gerichtet sind – um ihr Verlangen danach auszudrücken. Aber das Zeigen des Kleinkinds, um das es Tomasello geht, stellt nicht mehr und nicht weniger als den Versuch dar, die Aufmerksamkeit seiner Bezugsperson auf ein Objekt *im gemeinsamen Wahrnehmungsraum* hin auszurichten – ein Akt der Abstimmung in kooperativer Hinsicht, der deshalb so bedeutungsvoll ist, weil er beides voraussetzt: dass das Kleinkind sich selbst und die Bezugsperson als getrennte leibliche Einheiten zu trennen vermag und zugleich mit einer Orientierung der Bezugsperson rechnet, die der eigenen entspricht. (Nicht zufällig fällt die „Anschaltung des Zeige-Gens“ zeitlich mit dem Laufenlernen zusammen, der Erfahrung, sich aus eigener Kraft von der Mutter entfernen zu können.)

Man kann in diesem Vermögen den Ansatz einer *theory of mind* erkennen, die als Charakteristikum spezifisch menschlichen Bewusstseins gilt. Mit Wolf Singer kann man hier von einer neuen Art von „Kommunikation der Gehirne untereinander“ sprechen. Hier scheint sich ein interdisziplinärer Diskurs anzudeuten. Der Genetiker Svante Pääbo, der Autor von *Die Neandertaler und wir*, formuliert in einem SPIEGEL-Gespräch, in dem er sich auf Tomasello bezieht, eben dieses anthropologische Konzept in wenigen Worten: „Das Zeigen ist die erste typisch menschliche Regung – eine Art Dreiecks-Kommunikation: Wir zusammen interessieren uns jetzt für etwas Drittes“ (Der SPIEGEL 10/2014, 98).

In solchen Ergebnisformulierungen scheint die methodische Kluft zwischen den Lebenswissenschaften und den Bewusstseinswissenschaften sich zu verkleinern.

Die pragmatische Sprachtheorie ihrerseits, zumal der Strang darin, der die *Sprachtheorie* Karl Bühlers in sich aufgenommen hat, stellt eine entsprechende Anschlussstelle bereit – samt der Möglichkeit, philosophische Traditionslinien, die bis auf Kant zurückgehen, einzubeziehen. Mit seinem Begriff der *Origo* hat Bühler der Sprachanthropologie neue Möglichkeiten erschlossen. Er bezeichnet damit den Punkt, *von dem aus* der Zeigeakt sich vollzieht: das Bedingungsensemble *ich-jetzt-hier*, das die – offenbar längst ins Genom eingegangene – Voraussetzung für die spezifisch menschliche Kommunikation liefert. In dem Ensemblebestandteil *ich* finden

zwei Funktionen zusammen: die Sprecher-Rolle und die Referenz auf die eigene Position in Raum und Zeit, deren Momentaneität/Singularität auch der Hörerposition *du* zukommt.

Diese Methodenkonvergenz eröffnet Zugänge zu Fragen, deren Unabweislichkeit in diesen Jahrzehnten an Evidenz gewinnt und deren Erörterung die IZPP eine Plattform bieten möchte. Einige davon seien hier angeführt: Gibt es einen Zusammenhang zwischen der längst notorischen Krise der ich-Gewissheit („Wer bin ich und wenn ja wieviele?“) und der global überbordenden twitter-Aktivität? Falls ein derartiger Zusammenhang besteht: Wie kommt es, dass der Hunger nach Selbstvergewisserung auch durch die fortschreitende Vervielfältigung der twitter-Akte nicht gestillt wird? Zahlreiche statistische Erhebungen belegen eine Zunahme des Trends, *ich-du*-Beziehungen virtuell, über das Netz, auszuleben. (Angeblich ziehen z.B. in Japan rund ein Viertel bis ein Drittel aller Frauen zwischen 18 und 25 Jahren virtuelle „Begegnungen“ den körperlich ausgelebten vor.) Welche Folgen der Entkörperlichung von *Mitmenschlichkeit*, auch, ja offenbar gerade im Ausleben von Erotik/Sexualität, sind prognostizierbar? Welche Bedeutung hat das mobile Telefonieren (zumal da, wo es als ständige Erreichbarkeit und/oder in einem unkontrollierten Sprechbedürfnis ausgelebt wird) für unsere Individualität einerseits, Sozialität andererseits? Welche Rolle spielt die Beiläufigkeit und „semantische Stereotypie“ der virtuell mediierten Pornographie für die Erprobung und Abstimmung der je individuellen sexuellen Bedürfnisse aufeinander?

Dietrich Krusche (Gastherausgeber IZPP 2/2014), Joachim Heil und Wolfgang Eirund